

Die Besitzlosen.

Der Mittelstand, der nicht über außerordentliche Einnahmen verfügt, gleitet in dieser Zeit der Teuerungen rasch, aber sicher nach abwärts. Ersparnisse und kleine Vermögen werden aufzehrt, und der Hausrat geht langsam, aber unaufhaltbar zurunde. Der Bescheidene, der noch etwas besitzt, versucht fruchtlos mit den untauglichen Mitteln einer längst verfloffenen Friedensperiode, durch Sparsamkeit und Fleiß, das Abwärtsrollen auf der schiefen Ebene nach Möglichkeit zu bremsen. Es geht auch ganz gut, neunundzwanzig Tage im Monat oder neunzig im Quartal. Sobald aber der erste Tag des neuen Monats kommt oder gar des neuen Quartals, wo man „bloß“ die Miete zu zahlen hat, zeigen sich plötzlich Abgründe der Verpflichtungen. Alle Ausgaben, die man glaubte erfolgreich zurückgehalten zu haben, alle Bedürfnisse, von denen man der Meinung war, sie seien auf „bessere Zeiten“ verschoben, treten plötzlich mit elementarer Wucht als dringende Notwendigkeiten auf. Man kann in die Tasche greifen oder in seinem bescheidenen Bankkonto ein recht tiefes Loch hohlen. Man sagt sich dann erschrocken, wie weit wird das noch gehen?

Vorläufig ist man entschlossen, rücksichtslos halt zu machen, aber kaum zwei Tage später muß man sich wieder zur Bank begeben, weil noch unaufhebbar Nachforderungen und Nachdringlichkeiten uns überfallen. Und dabei sind die Nachrechnungen der Vergangenheit noch nicht so schlimm wie die Vorschaubilder der Zukunft. Wichtige Lebensmittel, die der Zufall oder ein guter Bekannter uns anbietet, ein Kilogramm Schmalz oder eine Dauertourist, müssen wir rasch entschlossen uns aneignen, wenn nicht die fortschreitende Abmagerung der Erwachsenen und die hohlen Wangen der Kinder eines Tages Anklage gegen uns erheben sollen, daß wir fahrlässig gehandelt haben, im ängstlichen Trieb falscher Sparsamkeit und mangelnder Voraussicht. Eine gute Hausfrau und besorgte Mutter kann ihre hungernden Kinder nicht damit trösten, daß sie sich morgen nachmittags um fünf Uhr anstellen wird, um übermorgen früh um acht Uhr ein Stückchen Fleisch oder Speck oder Wurst zu erobern. Die Hausmutter folgt nur ihren natürlichen Instinkten, wenn sie sich mit dem Problem abplagt, ob sie sich zu Kläufen entschließen soll, um ihrer Familie Nahrungsmittel sicherzustellen, und welchen Umfang ihre Geldausgaben annehmen werden. Die heute noch Besitzende ermägt ängstlich jeden Schritt, der sie langsam hinüberführt in die Klasse der Besitzlosen. Sie zählt mit Schaudern die Tage, bis sie sich völlig entwertet und deklassiert wiederfinden wird. In diesem Kampf um das Niveau ihrer Existenz stolpert sie über manche Schwierigkeiten. Eine dieser Unbequemlichkeiten oder Schwierigkeiten ist die Besitzlose. Alle, die nichts haben, und die also weder um einen Besitz zu kämpfen, noch zu sparen haben, zeigen sich von einer komischen Unverständigkeit gegen die letzten Rudimente des sterbenden Besitzes. Das Dienstmädchen, die Köchin, die Dienerin und wer sonst nur von der Hand in den Mund lebt, haben natürlich nicht den „Tasso“ gelesen, der so trefflich sagt: „Wer besitzt, der muß gerüstet sein.“ Sie begreifen gar nicht, daß die Hausfrau jeden Rollbreit der Existenz ihrer Familie, jeden Fingerhut der Sonderabilien und Imponderabilien, aus denen das Leben der Stricken besteht, zu verteidigen sucht.

Gewiß, man kann auch noch und hartnäckig herumgehen. Besonders im Sommer ist das sehr angenehm. Aber jeder Vernünftige wird sich bemühen, den Lauf der Dinge so weit aufzuhalten, daß er nicht in zerrissenen Kleidern oder in schmutziger Wäsche, die wie Trauerfahnen aussieht, sich der mitteillosen Mil- und Unwelt präsentiert. Und was die Nahrung betrifft, so bildet scheinbar das „Fressen“ den Mittelpunkt aller Unterhaltung. Wenn man sich über die Frauen ansieht, die beinahe aus den Kleidern fallen, und die Männer mit dem kleinen Köpchen, deren dünne Sätschen in zu weit gewordenen Kragen schwimmen, so wird man sich doch eingestehen, daß unser Geschlecht zu rasch eingeht, zu schnell seine Körper- und Nervenkräfte einbüßt, daß also hinter der scheinbaren „Fressgier“ das ernste Problem des Lebens und Wirkens in seiner ganzen Wichtigkeit und Gefährlichkeit steht. Daß man da, um auszukommen, sparen muß, das kann der Besitzlose nie begreifen. Wie sollte er auch das? Er besitzt nur einen Gott und einen Bissen, den Gott teilt er freiwillig mit allen, und den Bissen schluckt er eilicht hinunter. Und so findet er, daß er für die Welt und für sich genug getan hat. Er begreift nicht, daß der Besitzende Nahrungsmittel und Gebrauchsgegenstände auf viele Köpfe zu verteilen hat, und deshalb auf Monate oder gar Jahre vorausdenken und infolgedessen manchen Bissen zurückhalten und für schwerere Tage aufspeichern muß. Für das Dienstmädchen ist die Hausfrau immer zu geizig. Mag sie noch so freigebig sein, ja, mag sie die übliche Vorsicht der Durchschnittshausfrau beiseite lassen und dem Mädchen die Schlüssel und damit die Herrschaft über den Speiseschrank völlig zur Verfügung stellen. In einem solchen Falle pflegt das brave Dienstmädchen, das übrigens ganz vortrefflich sein mag, gewöhnlich aus dem Vorrat ihrer Frau ihre gesamte Verwandtschaft und was sonst noch an Freundinnen vorhanden ist, mit Gefchenken zu erquicken. Die „Gnädige“ ist ja reich und hat's ja. Bei den Besitzlosen ist nämlich jedermann reich, der nicht gerade um den letzten Heller kämpft. Es fehlt ihnen so sehr jeder Begriff für mittlere oder geringere Wohlhabenheit, jedes Verständnis dafür, daß das Geld nur so weit reicht, als es nicht ausgegeben ist. Man hört oft von den Besitzlosen Sprüche der Lebensweisheit wie die folgenden: „Die Frau X

ist gestorben und hat ihren Erben 30.000 Kronen hinterlassen, sie ist immer so geizig gewesen. Was hat sie nun davon, daß sie sich alles abgespart hat?“ Die Sprecherin hat keine Ahnung, daß 30.000 Kronen gar kein Vermögen sind, daß man mit dem Ertrag dieses winzigen Kapitals nichts anzufangen vermag und daß der Besitzende, der gewöhnlich eine alte Frau oder ein alter Mann ist, rechnen und sparen muß, wenn er von den Zinsen irgendeinen gegenwärtigen Genuß und für die letzten Krankentage einen Notspennig haben will.

Die Hausfrau im Lebenskampf der schweren Kriebsjahre findet selten bei ihren dienenden Geistern irgendwelches Verständnis, sondern meistens nur Hemmnagen. Diese Geister sind die letzten, die die Schwierigkeit der Situation begreifen und die verstehen würden, daß es manchmal ratsam ist, Anträge aufzugeben, um desto besser und desto länger durchzuhalten. Ihr Mangel an wirtschaftlicher Umsicht und Vorsicht ist ja begreiflich und verzeihlich, da sich ja ihre Lebensanschauung immer in engen Kreisen bewegt hat. Aber es bleibt tragikomisch — sowohl komisch wie traurig — daß der Besitzende bei den Krämpfen, die ihn im Herabgleiten ins Besitzlose befallen, noch von dem unverständigen Widerstreben der Besitzlosen gekitzelt wird und so einen Vorgeschmack von der ungemütlichen Tiefe bekommt, in die er mit Schaudern hinabragt.